

Immer diese Quiddjes!

Sie wissen nicht, was ein „Quiddje“ ist? Dann sind sie, wenn sie in Hamburg leben, mit großer Wahrscheinlichkeit einer und stehen damit in der Hierarchie der Hamburger Bürger ziemlich weit unten. Über ihnen steht der „gebürtige Hamburger“ (ist in Hamburg geboren, Umland reicht nicht), und über diesem residiert der „geborene Hamburger“, bei dem mindestens auch die Eltern „gebürtige Hamburger“ sein müssen. Ein kleiner Trost findet sich in Wikipedia: „Der Begriff ‚Quiddje‘ ist wertend, wenn auch nicht beleidigend.“ Na, immerhin.

Historisch bedingt

Die (geborenen) Hamburger Bürger sind stolz auf die bürgerliche Tradition ihrer Stadt, die nie von einem Fürsten regiert wurde. Allerdings gab es die feudalistische Dreiständeordnung (Adel, Bürgertum, Plebs) auch in Hamburg in der Form „Großbürgertum/Bürger/Plebs“, in der die Großbürger die Privilegien des Adels hatten. Großbürger konnte nur werden, wer sich durch Zahlen eines sehr hohen Betrages dieses Recht erwarb, was allerdings nur für Kaufleute möglich war („Handelsadel“). Zum Bürgertum zählte man die kleinen Kaufleute („Krämer“) und wohlhabende Industrielle. Diese etwas merkwürdige Abgrenzung spiegelt sich noch heute in vielen (kleinen und auch größeren) Besonderheiten wider (es gibt zum Beispiel in Deutschland 78 Industrie- und Handelskammern und 2 Handelskammern - die andere in Bremen).

Durch die Hamburger Geschichte zieht sich wie ein roter Faden die Sorge des Handelsadels vor Konkurrenten. Die Annahme von Adelstiteln war seit dem 13. Jahrhundert ausdrücklich verboten, später zumindest verpönt. Den Geistesadel hielt man auf Distanz, indem man die Gründung einer Universität noch verhinderte, als dies für eine Stadt wie Hamburg schon peinlich war. Nachdem die Universität Hamburg schließlich 1919 ihren Betrieb aufnahm (Unis anderer deutscher Städte hatten längst ihre 500-Jahr-Feier absolviert: Heidelberg, Köln, Erfurt, Würzburg, Leipzig, Rostock), blieben in der Hamburger Gesellschaft Kaufleute und Wissenschaft-

ler bis heute einander fremd. In der Hamburger Gesellschaft galt 500 Jahre lang: „Universität brauchen wir nicht.“ Und seit 90 Jahren gilt: „Na, nun haben wir eine“.

Kaufleute und Wissenschaftler

Auf den Internetseiten der Uni Hamburg liest man: „Noch im 20. Jahrhundert überwogen im Hamburger Senat die Stimmen, die Hamburg auf seine dominierende Rolle als Handelsmetropole beschränkt wissen wollten und sowohl die Kosten einer Universität als auch die gesellschaftlichen Ansprüche ihrer Professoren scheuten“.

Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich an das Zitat eines Tee-Importeurs: „Als Kaufmann kann man sehr wohlhabend werden, der Titel ‚Dipl.-Kaufmann‘ ist dabei wohl eher hinderlich.“ Das mag ein Grund sein, weshalb Kaufleute und Wissenschaftler nur schwer zueinander finden. In Hamburg kommt wohl noch hinzu, dass Professoren nach einem Ausschreibungsverfahren berufen werden, nach dem fast zwangsläufig Nicht-Hamburger als Gewinner hervorgehen. Damit müssen die Hamburger Studenten leben: Der Professor, der die nächste Vorlesung hält, die Professoren in der Department-Leitung, der Dekan, der Präsident, fast ausschließlich Quiddjes. Und wenn man über die eigene Hochschule hinausblickt: Präsident einer großen Universität, Präsident einer TU, Präsident einer großen Fachhochschule, Präsident der HSU, Direktor eines großen Universitäts-Krankenhauses? Quiddjes!

Das Problem ist ganz gewiss nicht das Geld allein, das in der Wissenschaft benötigt wird und (natürlich!) niemals ausreichend verfügbar ist. Als im ersten Halbjahr 2011 der Streit um die Finanzierung der Hamburger Hochschulen eskalierte, wurde ein Senatsmitglied in der Presse mit der Bemerkung zitiert: „Fragen sie mal die Menschen in Jenfeld, ob sie mehr Professoren oder mehr Polizisten wollen?“ Diese populistische Bemerkung lenkt vom eigentlichen Problem ab: Eine Umfrage an der Elbchaussee würde sicher ein ähnliches Ergebnis haben.

„Hamburg - Metropole des Wissens“ ...

... ist ein nettes Schlagwort, mehr leider nicht. Nein, alle Bemühungen der Hochschulen in den letzten Jahren haben es nicht geschafft, der Kaufmannsstadt dieses Prädikat auch nur als Untertitel beizufügen. Die Wissenschaftler sind in der Hamburger Gesellschaft immer noch nicht angekommen. Es ist sicher auch nicht förderlich, dass die Öffentlichkeit die Wissenschaft in der Regel nur wahrnimmt, wenn es um Geld geht.

Vor etwa 10 Jahren hat der damalige Wissenschaftssenator (ein Quiddje) ein deutliches Statement abgegeben, sinngemäß: „Man kann mit dem verfügbaren Geld nicht beliebig viel beliebig gut machen. Es führt kein Weg daran vorbei, sich auf weniger zu beschränken, um das dann sehr gut zu machen.“ Aber das fällt den Hochschulen sehr, sehr schwer.

Es schmerzt den Autor dieses Beitrags, dass ihm zum Schluss nicht ein einigermaßen optimistischer Ausblick gelingen will. Es wird vermutlich noch ein langer Weg zu gehen sein, bis die Wissenschaft in Hamburg den Stellenwert bekommt, der einer Stadt wie Hamburg angemessen ist. Reich und schön ist die Stadt. Es dürfte gern noch etwas mehr sein, das über diese beiden Prädikate hinausgeht. ■



Prof. Dr.-Ing. habil. Jürgen Dankert, der Autor dieses Beitrags, war von 1998 bis 2004 Dekan des Fachbereichs M+P.